Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 7

Artikel: Aesthetische Landesplanung
Autor: Brock, Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758796

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AESTHETISCHE LANDESPLANUNG

VON ERICH BROCK

Es ist viel von Landesplanung die Rede — einer Bestrebung, die durch den unaufhörlich zusammenströmenden Bevölkerungszuwachs nötig werdende Vergrößerung aller Städte und der meisten Dörfer nicht in ein blindes, unsinniges Gewucher ausarten zu lassen, sondern organischen, sinnvollen Gesetzen zu unterwerfen. Es ist wohl hohe Zeit zu solcher Ganzheitsplanung; denn seit der Jahrhundertwende geht die Entwicklung so schnell, daß dadurch unbeherrschte und schädliche Verkettungen zwangsläufig zu werden drohen. Der landwirtschaftliche Boden nimmt jeden Tag ab, das Verhältnis der Urproduktion zu den Tätigkeiten, die wegen Ein- oder Ausfuhr vom Ausland abhängig sind, verschiebt sich jeden Tag zugunsten der letzteren, die Verunsicherung dieser Beziehung zum Ausland wächst täglich. Wenn es so weitergeht, werden in 50 Jahren mehrere große Städte der Schweiz zusammengewachsen sein. Auch die Dörfer verlieren schon mehr und mehr ihre Form und beginnen in einer Zusammenhäufung städtischer Einfamilienhäuser zu ertrinken.

Es ist hohe Zeit, daß sich die Wirtschafts- und Bevölkerungspolitik mit diesen Dingen auseinandersetzt. Das Wichtigste wäre wohl, nach zumutbaren Auswanderungsmöglichkeiten Ausschau zu halten, inzwischen mindestens die Propaganda für uferlose Fortpflanzung einzustellen, geschehe sie nun zugunsten von Wähler- oder Soldatenbataillonen. Oder sind wir noch nicht heraus aus dem primitiven Stolz auf das zahlenmäßig Kolossale und das sich darin darstellende «Gedeihen», das Blühen der Geschäfte — einen Stolz, der vom Anwachsen aller Quantitäten bei wachsender Bevölkerungszahl so billig genährt wird — wie er in den deutschen Großstädten vor dem ersten Weltkrieg trotz mancher kluger Mahner so blindlings herrschte. Ohne eine gewisse Stabilität auch gegenüber dem «Fortschritt» kann kein Land gedeihen; auch ein unaufhörliches Anwachsen aller *positiven* Zahlen ist das Hinrasen zu einem Punkt, wo sich alles überschlägt.

Das sind harte und streng verknüpfte materielle Dinge. Aber die Sache hat auch ihre geistigere Seite, die wir unter dem Begriff des Aesthetischen zusammenfassen mögen. Sind wir heute so weit, zu wissen, daß Aesthetisch nicht dasselbe ist wie Aesthetizistisch — anders gesagt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt? Ohne harmonische Umgebung werden keine harmonischen Menschen ermöglicht. Ohne

ein gewisses Maß von nicht nur zweckhaft sinnvoller, sondern seelisch erhebender Gestaltung der Umwelt geht dem innern Menschen die Lebensluft aus. Der Mensch braucht auch den äußern Halt an einer Dingwelt, die, wenn er in einer ernstlicheren Not um sich greift, nicht einfach wegbröckelt oder versinkt oder noch auf ihn stürzt. Der Mensch bedarf inneren Haltes an den letzten Wirklichkeiten der höheren Welt; aber nur ganz wenige können damit allein leben; die meisten brauchen auch die kleineren und einzelnen konkreten Sinninhalte, die sich in einer überzeugenden und gültigen Gestaltung ihrer äußeren Welt ausprägen und ihr ein Element objektiven Geistes einprägen. Diese Gestaltung hat wiederum zwei Gegenstände, Natur und Kultur. Die Natur muß für den Menschen eine letzte Aufnahmestellung sein, wo ein nicht gänzlich geformtes, benütztes, abgegriffenes Medium ihn umfängt und in die nährende Ruhe des Unendlichen zurücknimmt. Die Kultur muß sich der Natur einfügen, muß so geformt sein, daß sie nahe bei dem Mutterschoße bleibt, einen inneren Durchblick ins Unendliche behält und nicht ins hart und instinktlos Ueberformte hinausstürzt.

Aber die Natur selbst ist heute weithin auf dem Punkte, uns nicht mehr leisten zu können, was wir zum Leben brauchen. Die Rodungen und Trockenlegungen engen das unverfälschte Landschaftsbild ein, die Streubebauung, welche außerordentliche Ausmaße annimmt, drückt der Natur überall die Fingerspuren des Menschen auf. Die Verdrahtung des Himmels erwürgt das Grenzenlose des Firmaments mit einem Gradnetz untergeordneter Vernunft. Die Unberührtheit der Natur, die mit Zähnen und Nägeln verteidigt werden sollte, hat aber auch ihre höchst realistische Bedeutung. Nicht nur gibt sie dem Menschen seelisch Stille, Fülle, Entspannung und Halt, sondern, über einen gewissen Grad hinaus der reinen Nützlichkeit geopfert, rächt sie sich, indem sie den Vorgängen in ihrem eigenen Schoße das Gleichgewicht versagt, das ihnen durch keine Kunst ersetzt werden kann und das auch für die materielle Nutzung der Natur unerläßlich ist. Die Verdorrung, Versteppung im seelischen und im materiellen Sinne gehen Hand in Hand.

Die Menschen sind sicherlich nicht schlechter geworden; vielleicht ist auch der innere Ernst ihrer Lebensanschauung keineswegs so heruntergekommen, wie man uns glauben machen will. Aber der Kraftverbrauch durch eine entseelte Umwelt ist zu groß geworden. Es ist eine Erscheinung, über die man nicht genug nachdenken kann, wie es kommt, daß seit gut hundert Jahren der europäische Mensch plötzlich die Kraft zu instinktreicher harmonischer Außengestaltung verloren hat. Ist es ein rein innenbedingtes Versiegen, nach einem Ablaufsgesetz der Lebenssubstanz selbst, so wie bestimmte Tier- und Pflan-

zenrassen plötzlich in allen Individuen auf einmal absterben? Oder ist es, daß der europäische Mensch zur Zerstörung bestimmt ist und daher jedes Harmonieelement aus ihm sich zurückzieht? Ist es, daß die anaxagoräische Aufspaltung des Weltgemischs durch den Verstand in ihrem Fortschreiten an einem bestimmten Punkte die ganzheitliche Schau und Gestaltung abtöten mußte und damit auch die Kunst zum Erliegen bringen wird? Auf jeden Fall hat der Europäer nicht mehr die schöpferische Fühlsamkeit, um seine Welt organisch durchzuformen. Es ist ein ungeheurer Absturz der Echtheit in aller Ausdrucksgestaltung eingetreten. Die Menschen haben nicht mehr die Kraft, ihrer Umwelt etwas Bestandhaftes und Gültiges aufzuprägen, weil sie es nicht mehr in sich selbst haben; und so hat die menschengestaltete Umwelt auch nicht mehr die Kraft, dem Menschen einen verliehenen Sinn zurückzugeben. Das instinktreiche Verhältnis gegenseitiger Verstärkung läßt sich nicht mehr herbeizwingen; bis zu einem gewissen Grade läßt es sich durch Behutsamkeit, Selbstkritik, Erziehung und Leitung ersetzen. Vor allem ist das Opfer nötig, klar das Wissen vor uns hinzustellen, daß wir nicht in einer Zeit leben, deren tieferem unbewußten Leben man in Sachen der Kultur als einem schöpferischen und wegleitenden einfach vertrauen kann. Das ist nicht leicht für alle, die ihr ganzes Dasein darauf aufgebaut haben, daß dieses Schöpferische vorhanden sei. Und wir denken hauptsächlich an die Architekten. Irgendwo und irgendwie werden sie sich damit abfinden müssen, daß unsere Zeit zerrissen, entwurzelt, überdreht ist und eine solche Zeit nicht die Grundlagen legen kann, aus denen Bauten mit der Ueberzeugungskraft von Naturerzeugnissen emporwachsen. Wir sind nach den Entartungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder so weit, daß Bauten von grotesker Geschmacklosigkeit nicht mehr leicht unterlaufen; das einzelne weist viel Erfreuliches und Geratenes in der Gestaltung. Jedoch eine auffallende Unsicherheit in den einzelnen Proportionen zeigt an, daß hier weithin der Kopf für den Instinkt eintreten muß; und allerdings macht er seine Sache oft wirklich gut. Wo aber der Grundmangel herauskommt, das ist die Gemeinschaft der Häuser, das Gesamtbild. Gewiß gab es in den früheren Jahrhunderten, denen wir Stadtbilder von der Gewachsenheit eines Baumes oder eines schönen Tieres verdanken, gewisse Baugesetze und Vorschriften der Einpassung. Aber solche können doch immer nur bestimmte Dinge, die gänzlich aus dem Rahmen fallen, fernhalten; doch sie können nicht jene positive Stimmigkeit erzeugen, von der jeder Stein in solchen Stadtbildern geradezu strotzt, gerade in der lässigsten Freiheit des Zufälligen. Und auf den Dörfern gab es solche Vorschriften doch wohl nicht, und trotzdem fügt sich auch hier alles, jedes noch so primitive, vom Besitzer selbst

zusammengezimmerte kleine Bauwerk, jeder Stall, zu einer Gesamtform, durch die das Leben der Natur absatzlos hindurchströmt. Dies erschwingen wir nicht mehr, nicht einen Augenblick. Die neuen Häuser, auch soweit sie je für sich nicht übel anzusehen sind, stehen als Gruppe geradezu schreiend vor Sinn- und Wurzellosigkeit, leerer zufälliger Willkür herum. Linien, die je für sich ganz passabel sind, zerreißen sich gegenseitig zu einem schmerzhaften Gewirre, von wo man so eine Zusammenherdung von Häusern auch betrachtet, während man einem Dorf der Vorzeit wie einem Naturgegenstand von jedem möglichen Beschauungsstandpunkt aus ein sinnvolles, wohltuendes Gesamtbild, einen Einklang aller Linien zu umfassender Gestalt abverlangen darf. Nichts ist lehrreicher als ein Blick von oben auf eine unserer Städte, wie er zum Beispiel in Zürich oder Chur auch für den Nichtfliegenden von einem Berge aus möglich ist. Da sehen wir den Kern der Altstadt, wo jede Linie, jede Konfiguration sich als Mannigfaltigkeit in der Einheit frei und gehalten bewegt. Dann legt sich der Gürtel des 19. Jahrhunderts mit seiner völligen Anarchie herum, Vielheit ohne Einheit; und ganz außen schließt der Mantel der «Siedlungen» ab, wo man auf eine Ernst-Jüngersche Weise versucht hat, die Gestalt durch militaristische Organisation magisch herbeizuzwingen: Einheit ohne Mannigfaltigkeit. Es mag sehr billig sein, so zu bauen; aber jedem feiner Empfindenden schnürt sich das Herz zusammen, wenn er diese ameisenhaft identischen Häuschen in Reih und Glied aus dem Boden wachsen sieht wie aus einer ästhetischen Drachensaat — ein lebendiges Sinnbild der Vermassung. Damit das Satyrspiel nicht fehle, sei noch erwähnt, wie die Baumeister oft selbst empfinden, daß diese Siedlungen in tieferem kulturellen Sinne ein Greuel sind — und dann wird ein Maler bestellt und malt auf jedes Haus einen Namen, von ein paar Blümchen und Vögelchen umrahmt: «Mis Heimetli», «Schwyzergüetli», «Chalet Mon Désir», «Guardaval». So ist dann der herzigste Individualismus wieder eingeführt und gesichert.

Der *reine* Individualismus im Bauen führt natürlich heute zur reinen Willkür. Wer Pariser Vorortsviertel gesehen hat, weiß, in welchen knolligen Privatwahnsinn das schließlich münden kann. Wir müssen wohl versuchen, gewisse Gelände einheitlich zu überbauen, und doch innerhalb davon Abweichungen zuzulassen, am besten nach dem Wunsch der Einzelbewohner, ja solche Abweichungen im Sinne einer organischen Abwandlung des Grundgedankens, auf Grund seiner Neu-Durcharbeitung selber hervorzurufen. Als musterhaft für das Erreichbare möchten wir in diesem Sinne die Siedelung der «Sommerau» in Zürich, Stadtteil Eierbrecht, bezeichnen. Es ist das gewiß keine himmelstürmende Gestaltung, aber gerade

durch ihre Bescheidenheit, ihren Sinn für das zeitgenössisch Mögliche beachtlich.

Ueberhaupt ist Bescheidenheit heute die große Forderung, die an die Architekten zu stellen ist. Es *ist* eine große Forderung; denn kein Schaffender ist auf seinem eigenen Feld gern bescheiden. Aber wir müssen erkennen, daß das Grundstürzende, das Elementare uns versagt ist, und daß wir es nicht herbeizwingen können, indem wir ein Pseudo-Elementares völliger Ungeformtheit, reiner Materialität geben, wie es die großen Büro- und Mietshäuser darstellen. Diese brutalen Betonklötze sind nichts als schamlos, wie es die Materie ist, wo man ein Recht hat, den Geist zu erwarten. So wie wir die entartete Materie unseres Leibes, wenn die Jugend mit ihrer geistausdrückenden Schönheit vorbei ist, mit ausdrücklichster Zustimmung in Kleider stecken, so sollten wir es auch als eine Anstandsregel ansehen, auch Zweckbauten mit einem Mindestmaß von knappen und bescheidenen gliedernden Schmuckelementen zu versehen, auch wenn diese nicht «gewachsen» sind. Selbstverständlich erlegt das dem Baumeister einen Verzicht auf steile «Wahrhaftigkeit» auf. Ganz befriedigen wird hier keine Lösung, auch wenn man in der Skepsis gegenüber unserer Zeit nicht so weit geht wie Nietzsche mit seinem Wort: «Dies, ja dies ist Bitternis meinem Gedärm, daß ich euch weder nackt noch bekleidet aushalte, ihr Gegenwärtigen.» Aber so wie unsere Kleidermode in einer durchaus wohltuenden und geschmackvollen Weise die Bekleidung der Alternden und die der Jungen untereinander angenähert hat — um noch einmal auf dasselbe Gleichnis zurückzukommen: entsprechend der Tatsache, daß die Schamhaftigkeit der Jungen und die der Alten einen entgegengesetzten Sinn hat, den der Schönheit und den der Häßlichkeit, daß beide Sinne aber wohltuend und sinnvoll sind — ebenso könnte unsere Baukunst sich nahe bei der sparsamen und gebärdenarmen Schmuckformung früher Zeiten halten, ohne in Snobismus und falsches breites Selbstvertrauen zu verfallen.

Wichtig ist nur, daß man sich immer *klar bleibt,* dies schließe einen Verzicht auf letzte Aufrichtigkeit und Unmittelbarkeit ein. Der Mystiker kann vielleicht die Wahrheit und Direktheit im *Nichts* erwählen; der Philosoph schon nicht mehr, der Künstler durchaus gar nicht. Wenn Kunst gemacht werden soll, wenn objektive Zwangsläufigkeit oder subjektiver Antrieb dazu übermächtig sind, so muß heute der Verzicht auf letzte Wahrhaftigkeit geleistet werden, so gewiß unsere Zeit *im Innersten* keine Form, keinen Bestand hat und keinen Schmuck *trägt;* aber der Verzicht kann durch den Glauben an jenes Uebermächtige und durch das Bewußtsein dieser Einsicht weithin entgiftet werden. Vielleicht ist die Entsagung in solcher Haltung menschlich größer und dadurch sogar noch wahrer als die übliche

Einstellung, *als ob* eine naiv fortstürmende Gradlinigkeit in heutigem Formschaffen möglich sei.

Kann einfache vordergründliche Wahrhaftigkeit in einer Zeit auszudrückendes Ideal sein, in der alles dem Abgrund zuzudrängen scheint? Wer heute durch Straßen Zürichs geht, wo sozusagen über Nacht ganze Gebirge ungegliederter nackter Stofflichkeit gespenstisch aus dem Boden steigen — dazwischen noch einige Patrizierhäuser des Barocks auf dem Grunde der Schächte vorläufig stehengelassen, wie das verklingende Wimmern eines Kindes —, der fühlt, daß hier ein Geist Stein geworden ist, den, aus Ost, aber auch aus West andringend, wir in Politik und Kultur noch zu bekämpfen streben und hoffen. Ist er trotzdem unsere Wahrheit — unsere Wirklichkeit von morgen —, oder haben wir eine tiefere Wahrheit? Wenn ja, so müssen, bis sie Form geworden, irgend Formen her, koste es, was es wolle.

Sobald gar ein Charakter festlicher Darstellung erstrebt wird, so bleibt der Baukunst überhaupt keine andere Wahl, als wieder solche Elemente herbeizuschaffen. Und das liegt derartig auf der Hand, daß die Bestrebung heute allgemein ist; aber sie führt nicht weiter. Man will gliedern und schmücken, aber man fühlt doch wieder Scham dabei; man will den Pelz waschen und nicht naß machen; man will die rohe Materialität des Baukörpers in voller Geltung lassen und versucht ihr selber Formen zu entlocken, die eben doch nur der Geist erzeugen und offen verantworten müßte. Man überspinnt etwa die Wände außen oder innen mit quadratischen oder rautenförmigen Mustern und denkt, damit zu schmücken und zu gliedern, ohne daß man zu diesem Zweck *stehen* müßte. Die alten Bauten zwar konnten etwa ohne Schmuck sein, weil sie die richtigen Abmessungs-Verhältnisse (nicht aus Berechnung, sondern) fast hellseherisch trafen. Der schlichteste, schmuckloseste Bau, selbst ein monumental großes Giebelhaus (wie solche zum Beispiel in Nürnberg und Ulm standen; oder man denke an das Zeughaus zu Freiburg i. Ue.), erscheint damit völlig gefaßt und gelöst in Form, ganz durchwachsen und durchgliedert von ihr. Das ist das Schwerste; wir erschwingen es nicht mehr, weil wir selber keine innere Form mehr haben. Form kann uns kaum ganz abseits von einem gewissen Ziercharakter merklich gemacht werden.

Es müßte der ganze Baukörper in dem Geiste innerlich empfangen und entworfen werden, daß er in *schwingenderen* Armen eine Zierform, eine Plastik zu tragen und über die gemeine Wirklichkeit zu heben vermöchte. Ein hochsubjektives Bildwerk (wie etwa die mit ihren Haaren beschäftigte Frau auf dem Walcheplatz in Zürich oder die pessimistisch grübelnden Jünglinge vor dem Kunstgewerbemuseum

daselbst) halb im banalsten Straßenverkehr, halb an ein völlig mechanisiertes Gebäude angeklebt, das nur ein Gebrauchsgegenstand ist, wirkt auf jeden Fall unangemessen und unangenehm, und riecht nach sozialen Rücksichten auf die Künstler und nach formellem Schlußschnörkel einer Verbeugung vor der «Kultur».

In den öffentlichen und Zweckgebäuden können die Architekten ziemlich frei schalten; hier ist daher der Stil falscher Elementarheit noch fast unerschüttert, und die Büroschränke in Eisenbeton werden unermüdlich nebeneinandergestellt — ob sich nicht der Geist so strenger Askese gnadenhaft erbarme. In den Wohnhäusern, die der Privatbestimmung unterliegen, ist die Entwicklung weitergeschritten, und zwar nicht aus unkünstlerischer breitspuriger Autokratie des Spießbürgers, sondern weil die Idee, die *Wohn*bestimmung, sich auch in geistiger Hinsicht durchsetzte. Die Wohnmaschine mit Flachdach hat sich nicht durchgesetzt, obschon vor zwanzig Jahren jeder Gegner davon als spießiger Reaktionär verschrien wurde. Dagegen sind hier andere Gefahren aufgetaucht. Im Rahmen der allgemeinen Abwendung vom Deutschen, sei es auch noch durch einen Bindestrich mit dem Schweizerischen verbunden, hat auch die bürgerliche Baukunst das Fremdländischere aufgesucht. In den dreißiger Jahren waren es südfranzösische Haustypen, die allerorts auftauchten und heute noch hart in der Landschaft stehen. Darnach kam ein gewisser operettenhafter Tessiner Stil mit Niedlichkeiten aus Holz auf. Auch hier wäre Bescheidenheit anzuraten. Unsere Altvorderen mit ihrem feineren, stärkeren Instinkte haben doch wohl den allgemeinsten Grundtyp des Hauses festgelegt, wie er in unsere Landschaft paßt, und es wäre sinnlos, ihre Vorzeichnungen mißachten und gänzlich umstürzen zu wollen. Genau so scheußlich wie ein hochgiebliges Haus in Italien wirkt, genau so sinnlos stehen Haustypen in unserer verwölkten Landschaft, welche ganz auf die großen, brutal abgesetzten Licht- und Schattenflächen des Südens hin gedacht sind.

Es wurde im Vorstehenden versucht, ein paar Richtlinien anzudeuten, um in die unerläßliche Erweiterung des besiedelten Raumes ein wenig Haltung, Form, Würde hineinzubringen. Wichtiger allerdings, das sei nochmals betont, wäre, diesen Raum überhaupt in Grenzen zu halten und die beengend überwuchernde Menschenformung von der Domäne einfachen Naturseins nach Kräften zurückzuhalten. Lassen wir nicht das Land wie eine übermöblierte Wohnung immer enger auf unserer Brust liegen. Wenn die Menschen immer zurückgedrängter, schwerer, atemknapper werden, so brechen sie schließlich doch einmal los gegen das, was sie lebenbedrohend schnürt, und schmettern alles in Stücke.